

Der Pluralist

Eiríkur Örn Norddahl jongliert mühelos mit seinem schweren Stoff.

Der isländische Autor Eiríkur Örn Norddahl, 35, ist Essayist, Dichter und Anhänger der Flarf-Bewegung (die Poesie aus Google-Suchen fabriziert), ein begnadeter Vorträger seiner eigenen Texte, Literaturpreisträger, Übersetzer, Kolumnist, überzeugter Hutträger und der Jungstar der isländischen Literaturszene – oder in seinen eigenen Worten: ein experimenteller Pluralist.

Das nicht nur zur Information, sondern auch zur Beruhigung. Denn wenn man die Geschichte seines Romans „Böse“ hört, kann man schon mal in Sorge geraten, es handle sich um ein besonders bemühtes Projekt: Es ist die Geschichte einer Dreiecksbeziehung zwischen einer jungen Jüdin mit einem ganzen Bücherregal voller Literatur über den Holocaust, einem Geisteswissenschaftler mit einem Doppelbett, dessen eine Hälfte die meiste Zeit leer geblieben war, und einem Neonazi. Dass das gut geht (das belletristische Unterfangen, nicht die Dreiecksbeziehung, die geht selbstverständlich überhaupt nicht gut), liegt an Norddahls erzählerischer Souveränität und seiner Experimentierfreude. Er jongliert so mühelos mit seinem schweren Stoff wie ein Zirkus-Muskelmann mit Kugelhanteln. Er lässt den

Text sprechen. Und zwar nicht immer nur im übertragenen Sinn: „Hi! Das hier ist der Text. Wir sind der Text. Ich werde Ihnen jetzt das ‚Dritte Reich‘ mal etwas genauer erklären. Und schlagen Sie jetzt nicht das Buch zu!“, heißt es einmal. Aber wer einmal angefangen hat zu lesen, klappt dieses Buch eh nicht so schnell wieder zu. MAREN KELLER

Eiríkur Örn Norddahl: „Böse“. Aus dem Isländischen von Betty Wahl und Tina Flecken. Tropen; 658 Seiten; 24,95 Euro.



Autor Norddahl:
„Wir sind der Text“

Blitz, Ende, Erlösung



Eva Horn: „Zukunft als Katastrophe“. S. Fischer, Frankfurt; 480 Seiten; 24,99 Euro.

Ein Mann streift allein durch die verödete Stadt – alle anderen sind tot. Schon 1976 hat Herbert Rosendorfer dieses Szenario in „Großes Solo für Anton“ durchgespielt. Die Germanistin Eva Horn erkennt in der Fülle neuerer Filme, Serien oder Bücher, die Ähnliches erzählen, ein Symptom: Utopien kippen fast immer ins Duster-Ausweglose oder beginnen nach dem totalen Kollaps. Warum? Im „erhellenden Blitz des Desasters“, so die

These der fleißigen Deuterin, werden dem religiös obdachlosen Gegenwartsbewohner jene Grenzen des Fortschritts bewusst, die früher das Jüngste Gericht setzte; Endzeitfantasien erlösen geradezu vom hektischen Fortschrittsoptimismus. Und da man als Zaungast beim Welt-Schiffbruch auch noch spannend unterhalten wird, dürften Untergangspropheten vorerst weiter Konjunktur haben. JOHANNES SALTZWEDEL